

Gerald Hubmann

Neue Perspektiven. Zum jüngsten Band des „Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus“

Das Erscheinen des jüngsten Bandes des „Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus“¹ ist aus mehreren Gründen ein bemerkenswertes Ereignis. Zum einen, weil sich gegenüber den zuvor erschienenen Bänden durch die Aufnahme weiterer Stichwortfelder und Bezugnahmen neue Kontextualisierungen marxistischer Denkgemeinschaften abzuzeichnen beginnen. Die Sackgasse der Immanenz marxistischer Diskurse wird damit verlassen und weiterführende Perspektiven werden eröffnet. Zum zweiten findet sich in dem Band ein wegweisender Aufsatz von Étienne Balibar zum Stichwort „Gewalt“, der, weit über den üblichen referentiellen Rahmen eines Lexikonartikels hinausgreifend, in prinzipieller Weise das Verhältnis des Marxismus zur Gewaltfrage reflektiert und zum normativen Maßstab seiner Zukunft erhebt.

I.

Zunächst zum Aufsatz von Balibar – von dem übrigens, um es gleich vorab zu sagen, ein Separatdruck dringend zu wünschen wäre. Ausgangspunkt seines – nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 erheblich erweiterten und am Schluss des vorliegenden Bandes fortgeführten – Artikels zur „Gewalt“² ist die Paradoxie, dass der Marxismus zwar einen entscheidenden Beitrag zur Erforschung der strukturellen Modalitäten gesellschaftlicher Gewalt geleistet habe, zugleich aber selbst die Gewaltentfaltung der Moderne forciert habe und überdies nicht in der Lage war, seine eigene Verstrickung in Gewaltpolitik adäquat zu denken: Die Analyse von Gewaltstrukturen der Ausbeutung führte den Marxismus zum Imperativ ihrer gewaltsamen Aufhebung mittels Klassenkampf und Revolution, wobei Geschichtsteologie und

1 Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band 5: Gegenöffentlichkeit bis Hegemonialapparat. Herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug. Hamburg 2001. Nachfolgende Zitate im Text beziehen sich auf die Spalten dieses Bandes.

2 A.a.O. Sp. 693–696 und Sp. 1270–1308.

Fortschrittsoptimismus dem Begreifen dieser eigenen Gewaltpraxis im Wege standen. Zudem führte die Fixierung der marxistischen Theorie auf die Ausbeutung der Arbeit als primäre Herrschafts- und Gewaltform einerseits zur Marginalisierung anderer Gewaltphänomene, andererseits zur Apotheose eigener Gewaltpotentiale, die in den Versuchen zu deren Überwindung lagen. Angesichts dieser blinden Flecken in der eigenen Geschichte geht es für Balibar nunmehr „um den Entwurf einer sowohl theoretischen als auch ethischen Kritik des Marxismus, von der die Möglichkeiten seiner künftigen Verwendung abhängen“ (696).

Diese Problemlage wird in drei grossen Kapiteln expliziert. Der erste Teil ist einer ausführlichen Analyse von Engels' postum veröffentlichter Broschüre „Die Rolle der Gewalt in der Geschichte“ gewidmet, die für Balibar als theoretisch avancierteste Auseinandersetzung der Klassiker mit diesem Thema gelten kann, weil Engels' Aufarbeitung der historisch-politischen Konstellationen des Kaiserreiches die Gewaltproblematik in ihren vollen Dimensionen zu erfassen suche. Gewalt bezeichnet „die Antithese zu Recht oder Gerechtigkeit und zugleich deren Verwirklichung oder Ausübung durch die Institution“ (1271), sie kann mithin als revolutionär-konstruktive ebenso wirksam werden oder legitimiert sein wie als destruktive oder als konstitutionelle Staatsgewalt. Diese polyvalente Rolle von Gewalt in der Politik – insbesondere die sozialintegrativen Leistungen einer (Bismarckschen) institutionellen Staatsgewalt auf der einen Seite, und andererseits das Problem, wie aus der unorganisierten, elementaren Gewalt der Volksmassen konstruktive Entwicklungen hervorgehen sollen – hat Engels' Konzeption in Aporien geführt, die letztlich wohl dafür verantwortlich sind, dass der Text Fragment geblieben ist.

Diese letztere Frage nach dem Abbruch des Manuskriptes könnte übrigens nunmehr vielleicht weiterverfolgt werden, durch den glücklichen Umstand, dass seit Herbst 2002 auch der entsprechende Band der historisch-kritischen Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) vorliegt, in dem das umfangreiche Fragment zur „Rolle der Gewalt in der Geschichte“ sowie die überlieferten fünf Vorarbeiten dazu erstmals auf Grundlage der Originalhandschriften vollständig und in chronologischer Anordnung wiedergegeben werden.³

3 Karl Marx/Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA). Erste Abteilung, Band 31: Friedrich Engels: Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1886 bis Februar 1891. Bearbeitet von Renate Merkel-Melis. Berlin 2002. S. 55–116, S. 610–612 und S. 732–868. – Wobei die Einschätzung der Bearbeiterin, bei dem Text handele es sich um eine „Darstellung der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts aus Engels' Feder“, allerdings zu kurz greift (S. 612; siehe aber die Äusserungen von Engels, etwa auf S. 732f.).

Im zweiten Teil des Aufsatzes werden die Marxsche Gewaltkonzeption und ihre Aporien behandelt. Hier bietet Balibars Relektüre des „Kapital“ als „Abhandlung über die vom Kapitalismus etablierte strukturelle Gewalt“ (1284) brillante Analysen von Aspekten dieses Werkes, die sogar noch dessen Unabgeschlossenheit (jenseits aller biographischen Gründe) in einem gänzlich neuen Licht erscheinen lassen. In ihr könnte sich nämlich für Balibar die Option einer „Pluralität möglicher Entwicklungen“ (1285; vgl. auch 1289) verbergen, der Gedanke, dass die *wirkliche* Geschichte offen ist, weil der Ausgang des Konfliktes zwischen etablierten Institutionen und revolutionären Gegengewalten massgeblich von den Akteuren (beider Seiten!) und ihren Strategien bestimmt werden wird und nicht durch sozioökonomische Strukturen bereits determiniert ist. Eine solche Lesart könnte mancher enigmatischen oder vermeintlich nicht theoriekonformen Marxschen Äusserung – wie etwa den Hinweisen auf eine Reformierbarkeit und Entwicklungsfähigkeit des Kapitalismus – neue Plausibilität verleihen.

Aufs Ganze gesehen aber enden, wie Balibar weiter zeigt, auch die Marxschen Gewaltanalysen in Antinomien. Letztlich deshalb, weil sie die politischen Konfrontationen zwischen Proletariat und Kapitalismus geschichtsphilosophisch überhöhen und in messianische Dimensionen überführen. Dann aber ist nicht zu erklären, wie aus den Destruktionskräften der absoluten revolutionären Gewalt die „absolute schöpferische Positivität“ (1283) der neuen Gesellschaft hervorgehen soll. Interessanterweise deckt sich dies mit dem Befund von Herfried Münkler, der an anderer Stelle⁴ jüngst die Diktaturkonzeption von Marx untersucht hat und zu dem analogen Schluss gelangt ist, dass hier die Sphäre der genuin politischen Interaktion und Theoriebildung zugunsten von geschichtsphilosophisch legitimierten, apodiktischen Geltungsansprüchen verlassen wird.

In den Ausführungen im dritten Teil kann die Rolle der Gewalt in den marxistischen und postmarxistischen Strömungen umfassend erörtert werden, weil Balibar als Abgrenzungskriterium den „theoretischen Zusammenhang mit den von Marx und Engels gestellten Problemen“ (1292), also ein

4 Herfried Münkler: Republik, Demokratie und Diktatur. Die Rezeption von drei antiken Begriffen im politischen Denken der Neuzeit. In: Walter Jens, Bernd Seidensticker (Hg.): *Ferne und Nähe der Antike*. Berlin, New York 2003. S. 69–97, hier: S. 94ff. – Damit wird, wie Münkler herausarbeitet, eine alte Verbindungslinie zwischen Republikanismus und Diktatur als „extrakonstitutioneller Institution zur Aufrechterhaltung der Verfassung“, wie sie von der altrömischen Diktaturkonzeption bis zu Machiavelli und Hume bestanden hat, gekappt; Marx steht insofern für die „Trennung der revolutionären Linken vom demokratischen Republikanismus“ (a.a.O. S. 96).

inhaltliches Moment wählt. So kann er marxistische Theoretiker des 19. und 20. Jahrhunderts – eine Zäsur bildet Lenin, mit dem eine „*Politik der Gewalt*“ (1296) anhebt, während Gewalt zuvor noch stets als revolutionäres Mittel galt –, den westlichen Terrorismus nach 1968, antiimperialistische Befreiungsbewegungen und postkoloniale Kämpfe gleichermaßen abhandeln. Im Fazit der Analyse – und nur dieses kann hier referiert werden – wird dann, „gegen alle marxistischen Theoretiker“ (!), die Vorstellung „Gewalt beherrschen zu können, ohne dass sie auf diejenigen, die sich ihrer bedienen, zurückschlägt“ als „Illusion“ und Hybris kritisiert (1306).

Angesichts des Ausblicks auf eine „Weltwirtschaft der Gewalt bei gleichzeitiger Krise von politischer Repräsentation und staatlicher Souveränität“ (1307) im 21. Jahrhundert wird es deshalb für Balibar zur Aufgabe, künftig nicht nur auf eine Zivilisierung des Staates, sondern auch auf eine Zivilisierung der Revolutionen hinzuwirken. Durch diesen Imperativ der Zivilisierung aber, und das ist die Pointe, werden künftig zu entwickelnde marxistische Optionen per se in den normativen Bezugsrahmen bürgergesellschaftlich-demokratischen Agierens hineingeholt. Damit wird in beeindruckender Weise die Konsequenz aus den Gewaltverstrickungen der marxistisch begründeten Totalitarismen des zwanzigsten Jahrhunderts gezogen.

II.

Auch die anderen Artikel des Bandes – bei hoher Begriffsdichte: abgehandelt werden 115 (!) Stichworte – bieten durchgängig gehaltvolle Darstellungen, wobei das Themenspektrum auch lange von der marxistischen Forschung vernachlässigte Bereiche wie Geschlechterforschung und Mentalitätsgeschichte (etwa mit Einträgen zu Gewissen, Glück) bis hin zur Theologie einschließt. Fehlt im 1995 erschienenen Band 2 selbst noch das Stichwort „Bibel“⁵, so finden sich nunmehr in Band 5 ausführliche Darlegungen zu „Glauben“, aber auch zu „Gott“; dabei eröffnet etwa die eigenwillige Definition des letzteren als „Konzentration im ideologischen Gefüge, bei der die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Loyalitätsstränge zusammenlaufen“ (917) durchaus weiterführende Perspektiven, sofern sie nämlich, anders als sonst zumeist üblich, soziologisch ansetzt. Von ebenso grosser Bedeutung ist die Wende hin zu ei-

5 Siehe dort jedoch den knappen, aber bedeutsamen Text von Helmut Gollwitzer zum Lemma „Christentum und Marxismus“. (Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hamburg 1995. Band 2. Sp. 491–495)

ner Auseinandersetzung mit der Begrifflichkeit konkurrierender sozialphilosophischer Theorieansätze. So wird durch den Eintrag zu „Geworfenheit“ nicht nur der Konnex zum Existentialismus von Heidegger bis Sartre und ihren marxistischen Kritikern hergestellt, sondern die Ambivalenz des Begriffes ausgeleuchtet – Geworfenheit deute die Situietheit des Individuums im Ensemble der Produktion und Reproduktion des Lebens ebenso an wie sie sie verschleierte (776) – und damit neue Denkwege eröffnet. Gleiches gilt, um ein letztes Beispiel zu nennen, für den Artikel zum „Habitus“. Unter Rekurs auf diesen Begriff könnte es möglicherweise gelingen, so wird angedeutet (1105), die Aporetik zwischen Struktur- und Handlungstheorie künftighin aufzubrechen.⁶ Diesem Sachzusammenhang korrespondiert die Aufnahme des Stichwortes „Gewohnheit“, auch dieses Lemma bislang ein Desiderat in marxistischen Darstellungen, wie der Autor in seinem Aufsatz moniert (753). So eröffnet der Band durch die Erweiterung des Stichwortfeldes und die umfassende Behandlung der Sujets in den einzelnen Beiträgen neue theoretische Perspektiven und Synthesen jenseits der vormalig oft charakteristischen Hermetik marxistischer Diskurse, während in früheren Bänden noch selbst die Diskurstheorie von Habermas „außer Betracht“ geblieben war.⁷

Dennoch sollen im folgenden einige kritische Hinweise gegeben werden, die sich aus der Lektüre ergeben haben: Zum ersten sind die Literaturreferenzen nicht immer auf einem wirklich aktuellen Stand. Dass das zuerst im Jahr 2000 erschienene „Empire“ von Negri und Hardt nicht bei den Artikeln zur Globalisierung herangezogen wurde, obgleich dort Literatur bis einschliesslich 2001 ausgewertet wurde,⁸ ist ebenso bedauerlich wie das Fehlen von Kittsteiners bedeutender Arbeit zur „Entstehung des modernen Gewissens“⁹ beim entsprechenden Lemma. Überhaupt wäre es hilfreich, wenn in den Bibliographien substantielle Titel zum Thema von zwar benutzter, aber vielleicht marginaler Literatur geschieden werden könnten. Zum zweiten sollte zukünftig der gelegentlich noch starke Bezug der Beiträge auf Stichwortnennungen in den Primärquellen bei Marx und Engels eingeschränkt werden, besonders auch angesichts von nunmehr vorliegenden Textsammlungen in digitaler Form, in denen dergleichen leicht zu recherchieren ist. Be-

6 Wobei der Beitrag zum „Habitus“ insgesamt vielleicht etwas zu sehr auf Bourdieu konzentriert erscheint; gerne hätte man mehr über die Begriffskontexte bei Max Weber und Marcel Mauss erfahren, aber auch zu seiner Rolle in der objektiven Hermeneutik.

7 Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hamburg 1995. Band 2. Sp. 743.

8 Allerdings, dies ist positiv zu würdigen, findet sich ein Hinweis auf das Buch von Negri und Hardt beim Stichwort „Geopolitik“ (Sp. 333).

9 Heinz-Dieter Kittsteiner: Die Entstehung des modernen Gewissens. Frankfurt 1992.

züge auf Belegstellen von trivialer Bedeutung könnten deshalb zugunsten der Rekonstruktion von Sach- und Strukturhomologien entfallen.¹⁰ Drittens schliesslich sollten die Autoren auf die Nutzung der historisch-kritischen Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) als Textgrundlage verpflichtet werden. Dem Status eines historisch-kritischen Wörterbuches gemäss gälte es hier, nicht nur den Einband der MEGA zu simulieren, sondern auf deren philologische Standards durchgängig zu rekurrieren.

III.

Indessen sind die genannten Punkte nicht wirklich von Gewicht. Sie sind als Anregungen zu verstehen, nicht als Einwände. Entscheidend bleibt – zum einen – das Signum des Aufbruches aus einer eingrenzenden Dogmatik hin zum kritischen Bezug auf nichtmarxistische sozialphilosophische Zusammenhänge und Problemstellungen. Zum anderen ist der reflexive Normativismus zu würdigen, der die Grundlinien des neuen Bandes prägt. Wenn der Herausgeber Wolfgang Fritz Haug im Vorwort die Gewaltfrage „als Prüfstein für die historische Kritik des Marxismus“ bezeichnet und Étienne Balibar die künftige Brauchbarkeit des Marxismus auch von seiner ethischen Selbstkritik abhängig macht (696), so bedeutet dies einen Paradigmenwechsel vom geschichtsteleologisch begründeten zum normativ legitimierten marxistischen Denken. Damit wird das jüngst von Haug beschriebene Anliegen seines Wörterbuch-Projektes, durch das historisch-kritische Verfahren – als rettende Kritik im Sinne Benjamins – anknüpfungsfähige Potentiale marxistischen Denkens freizulegen und deren „geschichtliche Wiedervorlage“ zu ermöglichen, um eine entscheidende Dimension erweitert – zumal auch das pluralistische Konzept seines Wörterbuchs als „einer Welt, in der viele Welten Platz haben“, das zu einem „multizentrischen Marxismus“ beitragen soll, nur auf Grundlage eines normativ gehaltvollen Konsensmodells überhaupt gedacht werden kann.¹¹

Seit Kant, nicht erst mit Marx, konstituiert sich in der Moderne Wissenschaft als Verfahren der diskursiven, antidogmatischen Kritik *und* der moralischen Selbstvergewisserung. Mit dem vorliegenden Band ist die Situierung des Unternehmens in solchen umfassenderen Denktraditionen gelungen. Der vom Herausgeber Haug im Vorwort des ersten Bandes (1994) noch beklagte

10 Siehe etwa in Sp. 900, im Beitrag zu „Glück“, die Vermengung von sprichwörtlichem mit terminologischem Wortgebrauch und die Auszählung des Vorkommens von „Gott“ im Werk von Marx und Engels in Sp. 918.

11 Wolfgang Fritz Haug: Eine Welt, in der viele Welten Platz haben. Zum Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Band 47. Jahrgang 2001. Heft 4. S. 77–92. Hier S. 87–91.

Hiatus zum „Historischen Wörterbuch der Philosophie“ wurde nunmehr geschlossen.